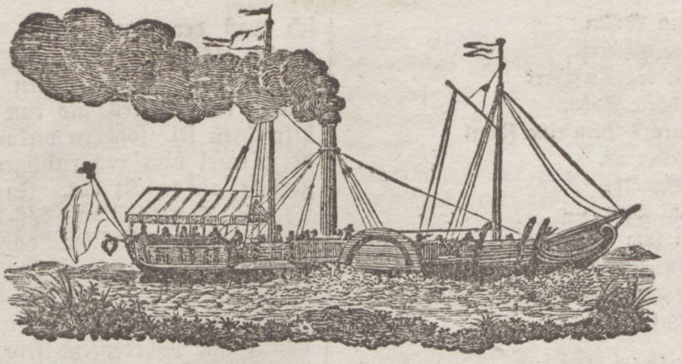
№ 131.

Donnerstag, am 31. October 1839.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Um eine Theegesellschaft zu unterhalten.

1.

Ein alter, kranker Bettler
Ging um von Thür zu Thür;
Der Eine gab einen Knochen
Und schimpfte seine Gier;
Der Andre maß ihn kränkend
Und jagt' ihn aus dem Haus;
Der Dritte fraß einen Kuchen,
Und warf ihn zur Stube hinaus;
Der Vierte sprach von Ekel
Und drehte sich herum;
Der Fünfte spielte den Tauben
Und trat zur Seite stumm,
Der Bettler hatte Hunger
Und aß drei Tage nicht,
Dann ging er hinaus in's Grüne,
Beim trauten Mondeslicht,
Und hing sich an eine Eiche
Mit seiner Hose von Zwil'ch —

Erlauben Sie, schöne Dame,
Ich bitt' um etwas Milch! —

2.

Es sitzt am warmen Ofen
Ein dürrverlebter Greis,
Der schilt die Kälte draußen
Und schimpft den Ofen zu heiß.
Da sieht er am Doppelfenster,
Im tiefgefallnen Schnee,
Ein Weib mit einem Säugling,
Die klagt ihm Hunger und Weh'.
Der Alte pfeift dem Hunde
Und jagt zum Teufel sie.
Das Weib sieht auf zum Himmel
Und schleppt sich fort mit Müh!
Der Alte reitet am Morgen
Hinaus in's Jagdrevier,
Da steht vor einer Leiche
Sein scheues, wildes Thier.
Im Eise liegt erfroren
Das Weib mit dem Säugling todt.

Ich bitte Sie, meine Dame,
Um etwas Butterbrot! —

3.

Eine Dirne hatt' einen Buhlen,
Von rechtlichem Stand und Betrieb,
Die Beiden wollten sich freien
Und hatten sich herzlich lieb.
Da kömmt ein reicher Geselle,
Verführt die junge Maid
Und läßt sie schimpflich sitzen
Mit ihrem Herzeleid.
Sie kriegt einen kleinen Jungen,
Den sticht sie in das Herz,

Und endet in den Wellen
Den eignen Todesschmerz.
Der Buhle faßt den Verführer
Auf dunkler, sichrer Bahn,
Schießt ihm durch's Hirn eine Kugel
Und gibt sich selber an.
Mit ruhigem Gemüthe
Bekennt er seine That. —
Sie köpfen ihn zum Schlusse,
Und flechten ihn auf's Rad.
Dort stickt der arme Schlucker
Auf einem Nagel scharf.

Noch einige Stückchen Zucker,
Wenn ich Sie bitten darf!

Maximilian Langenschwarz.
(Europ. Lieder.)

Aus den Memoiren des Mannes im Monde.

(Schluß.)

3.

Nothgedrungene Protestation.

Obwohl ich recht gut weiß, daß Protestationen in der Regel erfolglos sind, so veranlaßt mich doch die Rücksicht auf das allgemeine Beste, auch einen vielleicht vergeblichen Versuch nicht zu scheuen, und mich ernstlich und feierlich gegen einen überhand nehmenden Mißbrauch zu verwahren, der zugleich ein unverantwortlicher Eingriff in meine uralten Eigenthumsrechte ist. Ich meine nämlich die höchst leichtsinnige und verschwenderische Art und Weise, mit welcher sich viele Menschen des Mondscheines bedienen, indem sie ihn entweder auf oder unter ihrem Schädel verbrauchen.

Somit protestire ich denn zunächst gegen die ungebührlichen Anmaßungen derjenigen, die zur erstgenannten Klasse gehören; ich protestire gegen den Mondschein auf ihren Häuptern, für den sie keinen rechtlichen und ehrenvollen Besitztitel nachzuweisen im Stande sind, und kehre mich nicht daran, ob sie glatte oder schöngelockte, blonde, braune oder schwarze Lückenbüßer tragen. Wären sie auf ganz legalem Wege zum Besitze jenes Mondscheins gekommen, so würden sie nicht nöthig haben, ihn so ängstlich den Blicken der Menschen zu entziehen. Da aber dies schweren Verdacht gegen sie erwecken muß, so verlange ich, daß sie nachweisen sollen, bei welcher Gelegenheit und wie theuer sie das erkauft haben, was ich vorläufig als mein Eigenthum reklamiren muß: ob angestrengtes Denken und Forschen im Gebiete der Wissenschaft, ob langjährige, treue Sorgfalt in der Erfüllung ihrer Berufspflichten, ob unverdienter herber Gram ihr Haupt seines Schmuckes beraubt hat, oder ob die äußere Leere zugleich auf eine innere deutet, und von einer schnell verbrauchten, zwecklos vergeudeten Vergangenheit spricht. Leider fürchte ich, daß der letzte Grund viel öfter vorhanden sein werde, als die ersteren, und daß die unfreiwillige Tonsur, die ich auf so vielen noch jungen Häuptern erblicke, keineswegs als eine Art von Heiligenschein zu betrachten sei, sondern vielmehr als eine Quittung, die der Teufel über den richtigen Empfang jener Vergangenheit ausgestellt hat. In diesem Falle nun verlange ich als Satisfaktion, daß den jungen Alten der Beistand der Haarkünstler, durch deren Hilfe sie sich mit ihrem Taufscheine in äußere Harmonie zu setzen suchen, durchaus versagt werde. Sollten sie dadurch Gefahr laufen, den Kopf zu erfrieren, so wird der Schade immer nur unbedeutend sein. Dagegen haben sie wieder den Vortheil, daß sie sich auf diese Weise ebenso gegen die Witterung abhärten können, und gegen die gelegentlichen Bemerkungen Anderer, wie sie es bereits gegen die Stimme des eigenen Gewissens gethan haben. Ist aber dieses Letztere noch nicht der Fall, und wollen sie durchaus noch etwas thun, so möge es ihnen erlaubt sein, sich ein für alle Mal die lichte Stelle schwarz lackiren zu lassen, zum Zeichen der Trauer über die verlorenen Tage und zum warnenden Beispiele für Andere. Zu diesem Behufe würde aber auch die auf ihrem Schädel angebrachte Zeichnung eines einfachen Kreuzes, von der Form, wie man sie auf andern Gräbern findet, genügen.

Ebenso ernsthaft und feierlich aber protestire ich nun auch noch gegen die leichtsinnige Verschwendung der Vielen, die den Mondschein nicht auf, sondern unter dem Schädel tragen, und zwar genau da, wo bei andern Menschen das Gehirn sitzt. Niemand treibt in dieser Hinsicht größern Unfug, als eine Art von Poeten. Diese gehen nämlich von der fixen Idee aus, daß nur ein Mondsüchtiger ein wirkliches Genie sein könne, und daß außerdem der Mondschein nur ihretwegen existire. So benutzen sie denn ganz dreist ihren Schädel als Vorrathskammer und verarbeiten die dort diebischer Weise aufgehäuften Schätze auf mannigfache Art; daher rühren die Mondschein-Gedichte, die Mondschein-Gedanken, und die ganze Mondschein-Welt, in der sie leben und weben, und die kein Mensch begreift, wenn er nicht zu den glücklichen Eingeweihten gehört.

Hierbei muß ich nun noch Folgendes bemerken: Wenn man mir zuweilen das Entstehen oder die Beförderung der physischen Mondsucht Schuld gibt, so muß ich dazu schweigen, weil mir die nöthigen medicinischen Kenntnisse abgehen, um mich mit Erfolg vertheidigen zu können. Sehr ernstlich aber verbitte ich mir jede Vermuthung, als sei ich auch Schuld an den vielen geistigen Mondsuchten, die man hier und dort bemerkt. Soweit reicht weder meine Kraft, noch mein Wille. Was man daher auch von dieser Art wahrnehmen möge, ob in der Politik, oder in der Religion, oder in der Kunst und Wissenschaft — ich desavouire alles, was auf geistige Mondsucht hindeutet, da ich ein unbedingter Anhänger der rechten Mitte bin.

Man sieht übrigens auch bei dem von mir besprochenen Thema wieder ein Mal recht deutlich, wie sich die Extreme berühren. Ich habe zuerst gegen die protestiren müssen, die ganz in dem Extreme grober irdischer Genußsucht stehen, und nie im Stande sind, auch nur einen Blick über diese gemeine Art von Existenz hinaus zu werfen; dann aber sah ich mich genöthigt, auch eben so eifrig die zurückzuweisen, die ihre Nase ewig, wenn auch nicht nach dem Himmel, doch wenigstens nach den Wolken richten, und durch ihr hyperätherisches Nebeln und Schwebeln für die Erde unbrauchbar werden. Beide berühren sich nun, wie ich gezeigt habe, in dem Punkte, daß sie sich ungebührliche Eingriffe in mein Eigenthum erlauben. Ich verlange daher, daß sie für Verschwender erklärt, und unter Curatel gesetzt werden sollen; geschieht das nicht zu rechter Zeit, so laufe ich noch Gefahr, nach und nach alles Lichtes beraubt und zu einem obscuren Dasein verurtheilt zu werden.

4.

Naturhistorisches.

Wenn ich gelegentlich durch die Fenster der zoologischen Museen schaue, und mit Kenneraugen die aufgestellten Schätze mustere, so muß ich jedes Mal mit Bedauern wahrnehmen, daß man versäumt hat, eine Art von Chamäleon dort aufzustellen, welches die Krone jeder Sammlung sein würde. Es findet sich in jedem Lande, in jeder Provinz, und wenn auch die Produkte fremder Länder für den Beschauer mehr Interesse haben, als die der Heimath, da er diese zu oft gesehn hat, so würde doch schon die Vollständigkeit erfordern, auch das Einheimische, wenn es besonders merkwürdig ist, nicht auszuschließen. Das Chamäleon, von welchem ich spreche, ist wirklich ein gar zu kurioses Thier und bietet einen überaus reichen Stoff zu wissenschaftlichen Forschungen dar.

Ich wurde auf dies Monstrum zuerst aufmerksam, als ich sah, mit welcher Aufmerksamkeit es die Menschen überall, wo es sich zeigte, behandelten. Man citirte sogar seine Aeußerungen in mancherlei Fällen, und berief sich darauf, wie auf ein untrügliches Orakel. Da nahm ich mir denn vor, es mit Mondstrahlen zu beleuchten, um zu sehn, was eigentlich an ihm sei. Ich will eine Beschreibung desselben versuchen, obwohl ich im Voraus die Größe meines Wagstückes und das Ungenügende meiner Kräfte erkenne.

Es ist, um von unten anzufangen, ein Geschöpf ohne Füße, weßhalb es keinen festen Standpunkt haben kann, sondern sich ewig in einer schwankenden Bewegung befindet, die in der Regel bis zum Ueberschlagen geht. Dafür aber ist es mit Flügeln versehen, und kann sich, wenn es will, unglaublich schnell fortbewegen; die Flügel selbst haben viel Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Wetterfahnen, und sind im Verhältniß zum Körper so groß, daß man diesen ihretwegen oft ganz übersieht, und das ganze Geschöpf überhaupt für weiter nichts, als eben eine Wetterfahne hält. Das Herz fehlt ihm durchaus; der Körper scheint, so klein er ist, ganz aus Magen zu bestehen, und von diesem weiß man wiederum, daß seine Lieblingsnahrung Wind ist. Auch vom Kopfe ist wenig oder nichts zu sehen, wenn man nicht etwa eine große, trichterförmige Oeffnung für eine Art von Ohr halten will. Darüber aber herrscht Streit zwischen den Naturkundigen, denn andere erklären es für den Schlund, und wieder andere, zu denen ich auch gehöre, haben die Meinung, daß beides, Schlund und Ohren, darin vereinigt sei.

In Betreff seiner Farbe ist zu bemerken, daß sich das Thier jedem Beschauer zuerst in der Farbe präsentirt, die diesem die liebste ist, dann aber, wenn es schärfer fixirt wird, in das schnurgerade Gegentheil umschlägt und eine so widrige Farbe zeigt, daß sich das Auge mit Ekel abwendet.

Seine Hauptpassion scheint darin zu bestehen, das Maul aufzusperren und überall mitzusprechen. Es hat eine große Stärke darin, schwache Charaktere aufzufinden, und kömmt ihm ein solcher in den Wurf, so ist er verloren Je mehr Opfer er der Bestie bringt, um sie sich geneigt zu machen, oder zu erhalten, desto mehr verlangt sie, und frißt doch zuletzt noch gelegentlich den ganzen Kerl. Ich habe das mehr als ein Mal mit angesehen.

Es reduciren sich diese Geschichten gewöhnlich auf Folgendes: Jemand, der in's Leben eintritt, und Etwas vorzustellen gedenkt, ohne dazu die innere Kraft und Befähigung zu besitzen, hört das gedachte Unthier von allen Seiten mit einem solchen Respekte nennen, daß er nothwendig den Entschluß fassen muß, sich seiner Leitung und Führung unbedingt zu unterwerfen. Er thut es treulich und begeht in Folge dieser Abhängigkeit so vielerlei Unsinn und Widersprechendes, daß er sich zuweilen selbst darüber wundert, wenn er eben nichts anders zu thun hat. Endlich erreicht er glücklich das Schwabenalter, und merkt dann zufällig, daß er ein vollkommener Philister geworden und gar schmählich betrogen ist. Dann setzt er sich für den Rest seines Lebens matt und kraftlos in den Großvaterstuhl, und zieht mit stoischer Resignation für immer die Schlafmütze über die Ohren.

Wie schon gesagt, man sollte die Bestie einfangen, und sie, wohl ausgestopft, zu andern Kuriositäten stellen. Eigentlich wundere ich mich, daß man ihr gestattet, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Bei mir auf dem Monde würde das nicht geduldet werden, schon aus dem Grunde, weil hier alles einstimmig geschieht.

Um nun aber auch den Namen nicht zu vergessen, so bemerke ich, daß man ihn vergebens bei Blumenbach, Linné oder Cuvier suchen würde. Unter den verschiedenen Namen aber, die ich hörte, ist der kürzeste: das Urtheil der Welt.

Jetzt kennt man hoffentlich mein Chamäleon.

Der Mann auf dem Monde.

Reise um die Welt.

. Als ich auf einer größern Fußreise von Berlin aus, im Jahr 1835, mich 10 Tage in Hamburg aufhielt, besuchte ich auch die Gräber, die unser Rückert in seinem „Kranz der Zeit" so lieblich und voll Vaterlandsgefühl besungen. Als ich Klopstock's Grab verließ, und ein Blatt jener Linde, die sein und Meta's Grab beschattet, in die Brieftasche gelegt hatte, stand jener Küster mit dem „beschabten Hute" und seiner Büchse vor mir. Als ich ihm etwas hineinstecken wollte, hielt er flugs die Hand vor, als wollte er mir die Mühe des Hineinsteckens abnehmen und es selbst thun. Es geschah wie unwillkürlich und dienstfertig. Mir kam diese freilich schon öfters gesehene Sitte doch seltsam vor. Ich gab daher jetzt Acht, ob er diesen Dienst auch verrichten würde, aber siehe da, er wollte das Gereichte behalten. Empört ging ich zurück und drang darauf, daß er die kleine Gabe hineinlege. Das wollte er anfangs nicht und entschuldigte sich, er wäre ein armer Mann; ich sollte es ihm lassen. In den mir befreundeten Kreisen Hamburgs äußerte ich mich entrüstet hierüber, aber — so viel ich mich noch entsinne — es kam ihnen nicht so befremdlich vor. Es ist jedenfalls von den Gaben, die an Klopstock's Grabe gegeben werden, die Hälfte in jene knöcherne Hand geflossen. Meine beiden Kameraden, die etwas vorausgegangen waren, hatten ihm ihre Gaben ebenfalls ohne Argwohn in die Hand gegeben. Ich bin daher der Meinung, daß der Unfug an dem nunmehr aufgestellten Opferkasten nicht von Frömmlern, sondern von jener Frevlerhand, die sich an dem Opfergelde zu vergreifen nicht entblödete, verübt worden ist; denn gewiß ist jenem Küster hierdurch ein bedeutender Ausfall geschehen. Wohl sind in Hamburg viele Fromme, und ich habe deren viele im Candidaten-Verein kennen gelernt, deren dogmatische Ansichten äußerst scharf sind, aber es war auch eine thätige Frömmigkeit, wie eben jener Candidaten-Verein und die Rettungsanstalt bekundet. Doch räudige Schaafe finden sich überall. Meine Ueberzeugung kann falsch sein; das Erzählte mag aber jeden vorsichtig machen, damit er nicht jemandem gebe, dem er nicht geben will. (Euler.)

. Die Zeitschrift „Echo" — eine der besten in Oesterreich — enthält sehr scharfe Theaterkritiken. So wird unter Anderm Folgendes über die königl. sardinische Hofschauspieler-Gesellschaft, welche unter der Leitung der Signora Marchionni seit Anfang Septembers in Mailand spielt, gesagt: „Man hält diese Gesellschaft für die beste in Italien. Das will nun eben nicht viel sagen, denn man weiß recht gut, was das italienische Schauspiel bedeutet. Das Trauerspiel ist aber erst das schrecklichste der Schrecken! Unter der Gesellschaft Marchionni sind mehre recht gute Individuen. Das Publikum ist seit Jahren — und leider seit vielen Jahren, gewohnt, die Marchionni selbst für eine vorzügliche Schauspielerin zu halten. Das konnte gewesen sein in jener weinerlichen Zeit, wo auch auf den deutschen Bühnen die in Thränen zerschmelzenden Frauen Beifall gefunden — siehe Eulalia. — Signora Marchionni glaubt also, weil sie weinend ihre Laufbahn begann, sie müsse sie auch weinend enden, und darum weint sie beständig. Sie fragt weinend: wie befinden Sie Sich? — sie bietet weinend einen Stuhl, sie ruft weinend einen Bedienten u. s. f. Nun kann man sich vorstellen, wie bedeutend sie erst weint, wenn sie wirklich zu weinen hat! — Auch hat sie das Unglück aller schauspielenden Directricen — sie wird nicht älter, bleibt 16—18 Jahre, und spielt noch junge unschuldige Mägdelein. — Die Italiener haben, wie wir schon öfter erwähnten, keine Illusion. Sie sehen nämlich auf der Bühne nie die darzustellende Person, sondern immer nur die darstellende. Dieses Umstandes wegen stört sie die Individualität nie, sie sei noch so sehr im Widerspruche mit der Rolle. — — Die Vorstellung, welche die Gesellschaft gab, war: „Die Vorleserin." Die italienischen Schauspieler machen es sich sehr bequem, sie haben in allen Gesellschaften 40 bis 50 Stücke; diese werden immer und ewig gespielt, nie etwas Neues. Hat man 50 von einer Gesellschaft gesehen, so kennt man das Repertoir von ganz Italien. — — Die Scene, in der sich Vater und Tochter erkennen, war das Höchste, was die kühnste Phantasie an Unnatur und zugleich an Heraustreten über jede Schönheitslinie sich denken kann. Es war ein Geheul, ein Gebell, ein Gebrüll. Das entzückte Publikum gab sich alle mögliche Mühe, vor Beifall unten noch mehr zu brüllen, als die beiden Künstler oben, aber es war vergeblich — die Beiden oben drangen in ihren dramatischen Convulsionen durch. O heilige Kunst, die du hier fröhlich gedeihst unter dem Meißel des Bildhauers, — unter dem Pinsel des Malers — in den Kehlen der Sänger und Sängerinnen — ein Schauspielhaus hat dein ätherischer Fuß hier noch nie betreten! — Adel haben die italienischen Schauspieler durchaus nicht, es schimmert überall eine gewisse Gemeinheit durch. Man muß froh sein, wenn sie wenigstens natürlich sind, und dem falschen Pathos entsagen. Die besten Schauspieler Italiens sind: Bon und die beiden Alberti, von denen der Vater als Buffo unübertrefflich ist. Eine vorzügliche Schauspielerin hat Italien gar nicht, aber manche gute. Worin jedoch die meisten italienischen Gesellschaften unübertrefflich sind, ist die Darstellung Goldonischer Lustspiele."

. In Kissingen machte ein Geistlicher nach geendigter Predigt von der Kanzel herab bekannt: eine Tabakspfeife sei verloren gegangen; der ehrliche Finder werde um Rückerstattung derselben ersucht. Das Vaterunser beschloß hierauf die Andacht. — Der Kirche gehören die verlorenen Seelen, die verlorenen Pfeifen aber — der Polizei.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

No. 131. **Am 31. October 1839.**

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1300 und

der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.



Theater.

Den 25. October. „Don Juan.“ *)

Ehe zur Beurtheilung dieser Ausführung geschritten wird, scheint es um so weniger unwesentlich, Einiges darüber vorauszuschicken, von welchem Gesichtspunkte Leistungen der Art zu betrachten sind, als einerseits die gedachte Oper zu den ersten gehört, die im Laufe der diesjährigen Abonnements zur Aufführung gekommen, andrerseits auch die Vortrefflichkeit dieses Werkes im Vergleich zu den bereits früher gegebenen Opern am ehesten dazu geeignet ist. — Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Gelingen der Aufführung einer Oper zunächst von der Bravheit des Musikdirectors abhängt. Das Sängerpersonal — Soloparhien sowohl als Chor spielen allerdings eine sehr bedeutende Rolle dabei, doch wird das hiesige Publikum bei Ausführung einer Oper mehr auf die Leistungen des Orchesters angewiesen werden müssen, da die Mittel dem Schauspieldirector in der Regel nicht gestatten werden, Sänger ersten Ranges für die hiesige Bühne zu engagiren. Gewiß liegen auch die Leistungen des gesammten Sängerpersonals in bedeutendem Grade in den Händen des Musikdirectors, unbedingt gilt dieses aber vom Orchester, das — für sich betrachtet — ein blindes Werkzeug des Directors ist, und erst Leben annimmt unter Bildners Hand. Gewiß ein wichtiges Amt, das eines Musikdirectors, besonders wenn es würdig bekleidet werden soll, und das muß es. — Er — der Director — ist der Feldherr; verantwortlich für die musikalischen Operationen seines Corps, und man wird selten fehlen, wenn man aus den Leistungen eines Orchesters einen Schluß auf die Tüchtigkeit des Dirigenten zieht. — Obschon es keine Frage ist, wie wichtig es sei, daß sämmtliche Mitglieder des Orchesters die willigste Folge allen Winken des Directors leisten, und wiewohl Solches jeglichem Mitwirker eines Orchesters, glaube er sich in seinem Fache auch noch so ausgebildet, nie genugsam zugerufen werden kann, so wird es dessen ungeachtet Sache des Musikdirectors sein, sich gegen sein Orchester so zu stellen, daß er unumschränkt dasteht. Ist dieses der Fall, und ist der Director fähig, den Geist der auszuführenden Compositionen aufzufassen — eine Anforderung, der billig Jeder, der den Rang eines Musikdirectors bekleidet, genügen müßte — so **kann** die Aufführung eines Musikstückes, also auch die einer Oper **nicht mißlingen**. —

Noch Vieles ließe sich über die Anforderungen, denen ein tüchtiger Musikdirector entsprechen muß, sagen, doch mögen diese flüchtigen Andeutungen hier genügen. — Was nun den zeitigen Musikdirector Hrn. **Schubert**, der bereits vor zwei Jahren an der Spitze der hiesigen Oper stand, anbelangt, so werden wohl, wenigstens sämmtliche hiesigen Musikfreunde, gefühlt haben, welchen mächtigen Einfluß derselbe schon damals auf das Gelingen der Opern ausübte, und wie wenig im vorigen Jahre das — gelinde geurtheilt — so unzeitig nachsichtige Regiment des Herrn Kapellmeister Joseph Braun geeignet war, den wohlthätigen Einwirkungen seines Vorgängers auf das Orchester an die Seite gestellt zu werden. Jeder wird darüber einverstanden sein, wie sich die Theaterdirection von Neuem zu dieser günstigen Acquisition gratuliren kann. Denn daß Hr. **Schubert** das Gediegenste von allen Theatermitgliedern, — versteht sich in seinem Fache — zu leisten vermag, ist keine Frage. Ein solcher Mann, ausgerüstet mit den umfassendsten Kenntnissen in dem weiten Gebiete der Musik, entflammt für das rein Edle und Gediegene dieser Kunst, steht würdig da an dem Platze eines Musikdirectors. Welchen schönen Beweis gab Herr **Schubert** durch die durchweg gelungene Aufführung der Oper, wie wahr er den Geist, der dieses Riesenwerk durchweht, aufgefaßt, wie er es verstanden, diese Auffassung auf sämmtliche Mitwirkenden übergehen zu lassen! Gewiß, ein genußreicher Abend. — Man wäre versucht, die gelungensten Nummern heraus zu heben, doch dadurch eben wird das Verdienstvolle des Hrn. **Schubert** so sehr erhöht, daß er mit dem unermüdlichsten Enthusiasmus für sein Fach, dem sich wohl manche nicht gering zu schätzende Schwierigkeit entgegen stellte, jede Piece, jede Phrase, jeden Tact, **ja jede Note** so einstudirt hatte, daß der vom Componisten so mannigfaltig beabsichtigte Effect nie verfehlt wurde, und die verschiedenen Charactere überall klar und getreu hervortraten. — Die Größe des Meisterwerkes kann hiebei den Verdiensten des würdigen Hrn. **Schubert** keinen Eintrag thun, da durch die meisten der vorjährigen Opernaufführungen bewiesen wurde, wie sehr einem gediegenen Werke durch eine mißlungene Ausführung geschadet werden kann. — Der Fonds unseres Orchesters ist recht

*) Diese aus der Feder eines tüchtigen Musikers geflossene Beurtheilung enthält des Beherzigungswerthen so viel, daß sie hier eine Stelle findet, obgleich schon eine Beurtheilung voranging.

brav, doch kann das Gelingen einer Oper nur ein zufälliges oder sehr theilweises sein, wenn das Orchester, von einem an Energie mangelleidenden Director vernachlässigt, sich selbst überlassen bleibt. Dieses überschaut Hr. Schubert sehr wohl und vereinigt — kein Leichtes — die Leistungen seiner Orchester-Mitglieder, die sogar mitunter in das Gebiet der Meisterschaft reichen, zu einem genußreichen Ganzen. — Möchte das Orchester es doch ja beherzigen, daß ohne ein inniges Zusammenwirken nur sehr Unvollkommenes geleistet werden kann und möge es durch ein immer emsigeres Bestreben, die Winke und Belehrungen des wackern Herrn Schubert wahrzunehmen, dessen Bemühungen belohnen. — Was die Leistungen des Sängerpersonals anbelangt, so ist schon oben Einiges darüber angedeutet, was man zu erwarten hatte. — Die lobeswerthen Bemühungen der Madame so wie des Hrn. Rath verdienen alle Anerkennung. Hr. Scharpff bewies, daß seine guten Anlagen zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigen, aber, ohne ihm die Auszeichnung des Hervorrufens hier kürzen oder beneiden zu wollen, möge doch die Bemerkung hier ihren Platz finden, daß unbedingt Hr. Schubert der Würdigste war, diesen Lorbeer zu ernten. Mad. Flesche war wenigstens nicht störend, doch wäre es zu wünschen, daß die Rolle der Donna Elvira künftig hin so besetzt würde, daß keine Rücksichten eintreten dürften, die das Weglassen einer so (musikalisch) wichtigen Piece, wie die der Elvira im ersten Acte ausgebliebenen, erforderten. Alles Uebrige entsprach den Anforderungen, die man billigerweise unter den gegenwärtigen Verhältnissen an die Oper machen kann. Dennoch möchte behauptet werden, daß, wenn die Theaterdirection auf das Engagement einer jugendlichen tüchtigen Sopranistin, so wie eines, mindestens mit Hrn. Rath gleich befähigten Tenoristen, ohne welchen die Aufführung anderer klassischen Opern, — in denen beispielweise 2 tüchtige Tenoristen ꝛc. mitwirken müssen, — nicht statt finden kann, daß wenn darauf die Direction ihr Bestreben richten könnte, die dadurch entstehenden Kosten hinlänglich verzins't wieder eingebracht werden würden. Aber selbst in dem Falle, daß dafür — obschon es zum eigenen Heile der ganzen Gesellschaft wäre — vorläufig Nichts geschehen könnte, dürfte der Theaterdirection ein besuchtes Haus garantirt werden, wenn sie hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Aufführung durchaus klassischer Opern richtete, und bei der Auswahl der neuern ja sehr behutsam zu Werke ginge. Wenn dabei Hr. Schubert seinen Plan in der Ausbildung und Vervollkommnung seines Orchesters befolgen könnte, so dürfte sich das Publikum noch vieler genußreichen Abende, die Direction aber eines stets gut besetzten Hauses, wie es auch an diesem Abende der Fall war, zu erfreuen haben. —

........i.

Den 27. October. „Der Tyroler Wastel". Komische Oper, von Haibeil.

Unter den 15 Vorstellungen des ersten Abonnements waren bereits acht Mal Stücke, die schon im vorigen Jahre öfter gegeben wurden, und die Abonnenten klagen mit Recht darüber. Können wir auch nicht immer Neuigkeiten verlangen, so gibt es doch unter den ältern Sachen eine so große Auswahl, daß wir nicht begreifen, warum die Direction so viele Reprisen gibt?

Hr. Mayer ist als Wastel ein Tyroler, wie er leibt und lebt, und Hr. L'Arronge schuf den Jodel zu einer Hauptrolle des Stückes.

Kajütenfracht.

— Der Einsender der ersten Nachricht über den in der Breitgasse stattfindenden fanatischen Unfug bittet die verehrte Redaction des Dampfbootes die nachstehenden Worte Luthers in ihre Zeitschrift aufzunehmen, zur Beherzigung für alle Diejenigen, welche sich durch den verlaufenen und nun wieder entlaufenen ehemaligen Rektor aus Meseritz bei Licht und im Winkel haben hinter das Licht und in den Winkel führen lassen. (Aus Luthers Schriften. Band VII. 535.) „Das Predigtamt und Gottes Wort soll daher leuchten wie die Sonne, nicht im Dunkeln schleichen und meuchlings, wie man der blinden Kuh spielet; sondern frei am Tage handeln, und ihm wohl lassen unter die Augen sehen, daß beide, Prediger und Zuhörer, deß gewiß sind, daß es recht gelehret, und das Amt befohlen sei, daß sie kein Hehl haben dürfen. So thue Du auch: wenn Du im Amte bist, und Befehl hast zu predigen, so tritt frei öffentlich hervor und scheue Niemand, auf daß Du könnest rühmen mit Christo: Ich habe frei öffentlich gelehret vor der Welt, und habe Nichts im Winkel geredt ꝛc. (Joh. 18,20). Sprichst Du aber: Wie soll denn Niemand Nichts lehren, es geschehe denn öffentlich? Oder, sollte ein Hausvater in seinem Hause sein Gesinde nicht lehren, oder einen Schüler oder Andern bei sich halten, der ihnen vorlese? Antwort: Traun ja, das ist auch wohlgethan, dazu ein rechter Raum und Stätte dazu. Denn ein jeglicher Hausvater ist schuldig, daß er sein Kind und Gesinde ziehe und lehre, oder lehren lasse. Denn er ist in seinem Hause als ein Pfarrherr und Bischof über sein Gesinde, und ist ihm befohlen, daß er drauf sehe, was sie lernen, und für sie antworte. Aber das gilt nicht, daß Du solches außer Deinem Hause thun wolltest, und Dich von Dir selbst in andere Häuser oder zu Nachbarn eindringen. Sollst auch nicht leiden, daß irgend ein Schleicher zu Dir komme, und in Deinem Hause ein sonderliches mache mit Predigen, das ihnen nicht befohlen ist. Kommt aber Einer in Haus oder Stadt, so heiße man ihn Zeugniß bringen, daß er bekannt sei; oder Siegel und Brief zeigen, **daß er's Befehl habe.** Denn man muß nicht **allen Streichern** glauben, die sich des heiligen Geistes rühmen, und sich damit hin und her in die Häuser drehen. Kurz, es heißt: Das Evangelium oder Predigeramt soll nicht **im Winkel,** sondern hoch empor auf dem Berge, und **frei öffentlich am Licht sich lassen hören.**"

— Mehre der hiesigen sogenannten Sackträger übernehmen in dieser Jahreszeit auf den Getreidemärkten Gastrollen, indem sie den Vorkäufer spielen und sobald einer derselben ein Fuder Getreide käuflich abgemacht, setzt er sich auf den Wagen des Verkäufers und fährt denselben nach dem Speicher des Kaufmanns, mag er auch die Führung der Pferde von seinem Sitz aus verstehen oder nicht. Am Mittage des 29. Octbr. endete aber eine solche Fahrt sehr traurig, indem ein solcher Marktheld in seiner Wildheit durch die linke Seite des grünen Thors fuhr und einem ihn entgegenkommenden jungen Menschen von 16 Jahren, der einen beladenen Handwagen zog, und nicht ausbiegen konnte, das rechte Bein und die Brust zerquetschte; eine Heldenthat, die der Beschädigte wahrscheinlich mit dem Tode büßen wird.

Eckenstehergespräch.

Nante. Hör 'nmal, Lude, wems bist du juter, die Sonne oder den Mond?

Lude. Wie kannst aberscht so fragen duhn? dem Mond bin ich juter.

Nante. Und warum denn dieses?

Lude. Na seh mal. Positivus ick setz den Pfahl, ich geh det Abends mal steif und schräge nach Hause, un it is Mohnenschein, so kann ick mir doch vorsehen, det ick nich falle und mir die Nase verbiege. Die Sonne aberscht duh ick gar nicht brauchen, denn im Dage is it ohnedem schon helle. Duhst it nu insehen, Nante?

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus. (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard.

Literarische Anzeigen.

Die hier angezeigten Bücher sind durch die Buch- und Kunsthandlung von Fr. Sam. Gerhard in Danzig zu beziehen.

So eben erschien:

Napoleonische Ideen

vom

Prinzen Napoleon Louis Bonaparte.

Deutsch von F. Freih. v. Biedenfeld. gr. 8. geh. Preis 22½ Sgr.

In der bekannten und charakteristischen, compacten Lapidarschrift der Napoleoniden zeichnet uns hier der bereits so denkwürdig gewordene Neffe des Mannes seines ihn verkennenden Jahrhunderts mit geistvollen, großen und erhabenen Zügen, was sein unsterblicher Onkel eigentlich gewollt und beabsichtigt hat. Frankreich empfing und verschlang diese Schrift mit Enthusiasmus, wie ein Absatz von mehr als 30,000 Exemplaren in wenigen Tagen deutlich bewiesen hat.

Interessante Schrift für Jedermann. In der Fr. Mangold'schen Buchhandlung in Blaubeuren ist erschienen:

Das Reich der Geister.

Eine strenge Auswahl des Interessanten und Glaubwürdigsten was von

Ahnungen und Geistererscheinung

bis jetzt bekannt geworden ist, für Menschen, die mehr als gewöhnlich denken, gesammelt von **A. L.**

Erstes Heft. — Preis 7½ Sgr.

In der Ernst'schen Buchhandlung in Quedlinburg sind erschienen:

Der

Blumensprache neueste Deutung.

Von **C. F. Bürger.**

Zweite Auflage. br. Preis 7½ Sgr.

Färbebuch,

oder

Anweisung zum Färben der Wolle, Baumwolle und des seidenen Zeuges

von

J. F. Büchning.

Zweite Auflage. br. Preis 12½ Sgr.

Praktischer

Rathgeber der Bienenzucht

nebst

Nutt's Lüftungs-Bienenzucht.

Von A. Christ. Zweite Auflage. broch. Preis 15 Sgr.

Reise-Taschenbuch

für

Höhergebildete, die zu ihrer Belehrung fremde Länder besuchen wollen

von

v. Eckendahl.

Erster Theil. broch. 1 Rthlr. 20 Sgr.

GALANTHOMME,

oder

der Gesellschafter, wie er sein soll.

Eine Anweisung, sich in Gesellschaften beliebt zu machen und sich die Gunst des schönen Geschlechtes zu erwerben. Mit Gesellschaftsspielen. Vom Professor Schuster. Zweite sehr verbess. Auflage. 8. br. Preis 25 Sgr.

Vom

Bücherlesen und der Bücherkunde,

oder

Anweisung, wie man Bücher lesen und welche Bücher man zur Bildung und Aufklärung lesen muß.

Von Dr. Heinichen.

Zweite verbess. Auflage. br. 8. Preis 15 Sgr.

Der neue Komus,

oder

60 Kartenbelustigungen

zu gesellschaftlichen Unterhaltungen in den interessantesten, neuesten Kartenkünsten und anderen Kunstleistungen.

Von

KERNDOERFER.

broch. 8. Preis 12½ Sgr.

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard.